

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 271.

Montag, 12. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Senius verstummte und schien auf eine Entgegnung des anderen zu warten, aber Hilmar schwieg. Nur um seinen Mund zuckte es leicht, wie von einer mühsam unterdrückten Erregung.

„Sie verstehen, daß ich aus diesem Grunde Ihren Bruder zumindest für stark verdächtig halten mußte!“ sagte Hestkamp jetzt und starrte in den immer stärker werdenden Regen hinaus.

Hilmar schien noch immer nicht antworten zu wollen. Plötzlich aber blickte er auf: „Und — Sie sagten, daß Sie jetzt eine neue Spur hätten?“

„Ja! — Es gelang mir nämlich, festzustellen, daß ein zweiter blauer Domino aus dem Kostümvorrat der „Atlanta“ verliehen worden war!“

„So —!“ machte der andere, und seine Stimme schwankte. „Also ein zweiter Domino! — Und — Sie wissen, wer sich dieses Kostüm ausgeliehen hatte?“

„Aeh — nein! — Aber vielleicht können Sie uns in dieser Hinsicht einen Wink geben, Herr Lundquist!“

„Ja? — Aber wieso denn? — Ich war doch nicht auf dem Maskenball!“

„Aeh so — stimmt ja! — Das hatte ich ganz vergessen!“ Hestkamp sprach ganz langsam. Eine leise Drohung flatterte in seiner Stimme. Er schien zum großen Schlag ausholen zu wollen, aber ein leichtes, abweisendes Kopfschütteln seines Kollegen ließ ihn schweigen.

„Es tut uns leid, daß Sie uns nicht behilflich sein können!“, nahm jetzt Senius hastig das Wort. „Aber vielleicht wird es später einmal nötig sein, daß wir uns über diesen Punkt in Verbindung setzen. Ich möchte Sie daher bitten, uns Ihre voraussichtliche Adresse drüben in Amerika anzugeben!“

Ein Zug argwöhnischen Erstaunens lag um Hilmars Mund. Als er jedoch Senius mit einem hastigen Blick musterte, schien er durch dessen gleichgültig freundliches Lächeln beruhigt. „Wenn Sie Wert darauf legen —“, meinte er schließlich zögernd.

Der andere hatte schon sein Notizbuch und einen Füllfederhalter aus der Tasche gezogen und reichte sie dem jungen Schweden: „Vielleicht haben Sie die Liebenswürdigkeit und schreiben Ihre Adresse hier auf —“

Während Hestkamp dieser kleinen Szene mit verständnislosem Blick folgte, hatte Hilmar den Halter in die linke Hand genommen und warf hastig ein paar Worte auf ein leeres Blatt. „Hier —“, reichte dann dem anderen das Buch und den Halter zurück — „hoffentlich können Sie es lesen.“

„City-Hotel, New York —!“ entzifferte Senius die beiden Zeilen. „Es ist doch richtig so, Herr Lundquist?“

Der andere nickte.

Der Detektiv erhob sich langsam aus seinem Stuhl und gab Hestkamp einen Wink, mit ihm zu kommen. „Dann entschuldigen Sie bitte die Störung, Herr Lundquist. Leider haben sich aus dieser kleinen Unterhaltung für uns keine neuen Gesichtspunkte ergeben — aber — vielleicht sprechen wir später einmal noch darüber!“

Hestkamp, der den jungen Schweden nicht aus den Augen gelassen hatte, konnte sich dem Eindruck nicht verwehren, daß jener jetzt von einer großen Unruhe befreit schien.

Wenige Augenblicke später waren die beiden Detek-

tive gegangen. Hilmar blieb in seinem Stuhl liegen. Eine furchtbare Blässe überzog sein Gesicht.

Mit zitternden Fingern schob er eine neue Zigarette zwischen die Lippen, ließ sie jedoch unentzündet. Das Einglas fiel aus seiner Augenhöhle und zersplitterte auf dem Boden.

Er achtete nicht darauf. —

„Nun sagen Sie mir nur in Teufels Namen, Senius, warum Sie dieses Verhör so plötzlich abgebrochen haben!“, fragte Hestkamp, als sie außer Hörweite waren.

„Das hatte seinen guten Grund, mein Lieber!“

„Ja, aber Mann Gottes, zweifeln Sie denn noch an der Schuld dieses Hilmar Lundquist? — Er behauptet, nicht zu wissen, wer der zweite Domino war. Und wir wissen, daß er dieses Kostüm trug! — Folglich war er doch der Mann, den Sie vor der Kabine der Fürstin sahen!“

Senius runzelte nachdenklich die Stirne. „Sie haben recht, Kollege! — Ich kann Ihre Ausführungen nur Wort für Wort unterschreiben! — Aber — trotzdem war Hilmar Lundquist nicht der Mörder! — Wenn er sich in der Nähe der Mordkabine befand, wenn er sogar aus ihr heraustrat, so muß das einen Grund gehabt haben, den wir noch nicht kennen. — Jedenfalls — der Mörder dieses Ruffen war er nicht!“

„So!“ Erregt schob Hestkamp die Hände in die Hosentaschen. „Und wollen Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben, mir Ihre Gründe für diese sonderbare Behauptung zu nennen?“

„Aber gewiß will ich das, mein Lieber! — — Sagen Sie mal, haben Sie sich denn nicht gewundert, warum ich mir von diesem jungen Menschen seine New Yorker Adresse aufschreiben ließ?“

„Allerdings! — Den Sinn dieser lächerlichen Komödie habe ich nicht begriffen!“

„Lächerliche Komödie?“ Senius stieß ein kurzes, trodenes Lachen hervor. „Und wenn ich Ihnen nun sage, daß es diese — lächerliche Komödie war, die mir Gewißheit gab, daß Hilmar Lundquist niemals der Mörder gewesen ist?“

„Sie sprechen in Rätseln!“ erwiderte der andere mit einem gereizten Achselzucken.

„Schön, ich werde mich klarer ausdrücken! — Ist Ihnen denn an Hilmar Lundquist nichts aufgefallen?“

„Daß er einen sehr verwirrten, erregten Eindruck machte, der so recht für sein schuldbeladenes Gewissen sprach, — und daß er uns mit der größten Frechheit belog!“

„Na, dann haben Sie es nicht gesehen. Ich werde es Ihnen sagen: Hilmar Lundquist ist ein Linkshänder! — Zuerst fiel es mir auf, wie er uns die Zigaretten anbot. Er tat das mit der linken Hand. Als er dann rauchte, hielt er die Zigarette gleichfalls in der linken Hand. Welcher Raucher tut das? — — Aber ich mußte mir eine noch größere Gewißheit verschaffen. Ich ließ ihn seine Adresse aufschreiben. — Er führte den Halter mit der linken Hand!“

„Und was ist damit erwiesen?“

„Ich sagte Ihnen ja schon; daß er nicht der Mörder sein kann! — Ich habe heute nicht umsonst die Leiche

des Ermordeten und die tödliche Wunde so eingehend untersucht. — Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich Sie darauf aufmerksam machte, der Mord sei unter ganz gewöhnlichen Umständen begangen worden. Der Täter hat die Waffe in der rechten Hand gehalten. Aus der Beschaffenheit der Wunde geht das ohne jeden Zweifel hervor!“

„Nun — und wenn Lundquist bei dem Mord die Rechte benützt hat?“, widersprach Hessekamp.

„Das ist unmöglich. Sie dürfen nicht vergessen, daß es sich um eine Affekthandlung . . .“

„Und was will das beweisen . . .?“

„Wäre das nicht der Fall gewesen, dann hätte der Täter in der Überlegung sich vielleicht absichtlich der rechten Hand bedient, eben um den Verdacht von sich abzuwälzen. Aber ein Linkshänder wird in der Erregung eines solchen Tricks nicht fähig gewesen sein. Er arbeitet mit der Hand, die er immer benützt!“

Hessekamp lachte ärgerlich. „Und — wer soll nun der Täter sein?“

„Ja — das müssen wir erst herauszufinden versuchen!“, antwortete der andere achselzuckend.

14.

Kapitän Siemssen war nicht gerade rosiger Laune. Das widrige Wetter, der Gegenwind und die dadurch verlangsamte Geschwindigkeit der „Atlanta“ machten ihm einiges Kopfschmerzen. Das einzige, was er dagegen hatte tun können, war, daß er den Befehl gegeben hatte, die Maschinen mit Höchstgeschwindigkeit arbeiten zu lassen.

Die Art, in der er Hessekamp und Senius empfing, zeigte deutlich, daß er keine große Lust hatte, sich auf lange Diskussionen einzulassen.

„Na, meine Herren, was gibt es Neues?“ Dabei wälzte er die Zigarre aus einem Mundwinkel in den anderen.

Die beiden Detektive ließen sich nicht abschrecken. Ohne dazu aufgefordert zu sein, ließen sie sich in den Klubessel fallen und bedienten sich aus der Zigarrenkiste, die auf dem Rauchtisch stand.

„Was es Neues gibt?“, nahm nach einem bedeutungsvollen Husteln Hessekamp das Wort: „Viel — und gar nichts! Und einen neuen Verdacht habe ich auch bereits wieder —“ Unwillkürlich war er in einen etwas ironischen Tonfall geraten.

„So — ein neuer Verdacht?“ fragte der Kapitän nicht gerade erfreut. „Und wer ist dieses Mal der Glückliche?“

„Hilmar Lundquist!“

Siemssen sagte erst gar nichts. Dann nahm er die Zigarre aus dem Munde und ließ ein Lachen über die Lippen kollern, von dem man nicht wissen konnte, ob es gereizter Wut oder spöttischer Heiterkeit entsprungen war. „Hilmar Lundquist! — Na, der fehlte ja noch in ihrer Galerie! — Hören Sie mal, Hessekamp, ich will Ihnen das Eine sagen: nehmen Sie sich ein bißchen in acht mit Ihren Behauptungen. Es könnte doch sonst einmal der Fall sein, daß Ihnen so etwas nicht gut bekommt! — Sie tun ja fast schon so, als ob jeder Passagier der „Atlanta“ ein Verbrecher sei!“

Hessekamp hatte gleichgültig den Rauchringen seiner Zigarre nachgebläht. Die deutlichen Vorwürfe seines Vorgesetzten schienen ihn fast zu lassen.

Senius war es, der dem unerquidlichen Auftritt ein Ende machte.

„Hören Sie, Kapitän, Sie tun Herrn Hessekamp Unrecht! Wir haben nämlich inzwischen eine Entdeckung gemacht, die den Bruder des schwedischen Industriellen zu belasten scheint, — allerdings auch wieder eine andere Entdeckung, die gegen seine Schuld spricht. Ich will mich kurz fassen und Ihnen schnell den Sachverhalt mitteilen . . .“

„Aber bitte auch wirklich schnell!“, warf Siemssen mit einem bedeutsamen Blick auf seine Taschenuhr dazwischen.

„Hessekamp und ich erfuhren vor ungefähr einer Stunde durch einen Steward, daß auch Hilmar Lundquist einen blauen Domino getragen hat . . .“

„Lassen Sie mich um Gotteswillen mit Ihrem blauen Domino in Frieden, mein Herr! — Einmal soll es Eften Lundquist gewesen sein, — dann wieder sein Bruder — und wenn es der Zufall will, dann findet sich auch noch ein dritter und vierter Domino ein!“

„Das ist unmöglich!“ versicherte der andere mit ruhigem Lächeln. „Sie dürfen nicht vergessen, daß sich in dem Kostümvorrat der „Atlanta“ nur zwei blaue Dominos befanden. Einen davon trug Eften Lundquist, der ja nach der Aussage der Komtesse den Ballsaal nicht verlassen hat, — und den anderen sein Bruder. Er ist es auch gewesen, den ich in der Nähe der Mordkabine gesehen habe. — Weiter fällt erschwerend gegen ihn ins Gewicht, daß er auf unsere Frage, ob er wisse, wer den zweiten Domino getragen hat, mit einem entzündeten „Nein!“ antwortete! — Warum belog er uns? Hat er etwas zu fürchten?“

Der Kapitän hatte mit zunehmender Unruhe zugehört. Ein plötzlicher Ernst malte sich in seinen verwitterten Zügen.

„Ja — das ist natürlich etwas anderes, meine Herren! — Das sind Beweise — und vor diesen Beweisen muß ich sogar kapitulieren. — Was tun wir? Was können wir gegen diesen Menschen unternehmen?“

„Sie sind ebenso hitzköpfig wie Hessekamp!“, lächelte Senius. „Ich muß Sie leider enttäuschen. Trotz aller dieser Indizien spricht ein Umstand gegen die Schuld Hilmar Lundquists. Er ist nämlich Linkshänder — und der Mord wurde von einem Manne begangen, der sich dabei der rechten Hand bediente. Das steht fest!“

Siemssen hatte schweigend zugehört, aber eine gefährliche Röte war in seine Stirn gestiegen. Jetzt schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß der Aschenbecher klirrte.

„Herr Senius — ich nehme zu Ihren Gunsten an, daß Sie nicht die Absicht haben, sich über mich lustig zu machen! Alle Nasen lang kommen Sie mir mit einem neuen Verdacht — und jedesmal erweist sich die Geschichte als eine Niete! — So war es mit Eften Lundquist, der höchst verdächtig erschien, aber durch seine Anwesenheit im Ballsaal als Täter nicht in Frage kam. Und genau so ist es mit seinem Bruder, den Sie durch Indizien an den Galgen gebracht haben, um dann im letzten Augenblick in aller Gemütsruhe auseinander zu sehen, warum er es nicht hat sein können! — Überlegen Sie sich das ein anderes Mal gefälliger vorher! Ich habe keine Zeit für solche . . . für solche . . .“ Er schien nach einem passenden Ausdruck zu suchen, fand ihn aber in seiner Erregung nicht.

„Pardon, Herr Kapitän, ich dachte, Sie hätten ein Interesse daran, zu erfahren, wie die Dinge stehen. — Wenn Ihnen daran natürlich nichts liegt, dann werden wir Sie nicht weiter mit der Angelegenheit behelligen!“ Hessekamp, sichtlich am Ende seiner Fassung, war aufgesprungen. „Dann bleibt mir eben nichts anderes übrig, als die weitere Untersuchung des Falles aufzugeben. Es hat keinen Zweck, daß ich ohne Ihre Unterstützung arbeite!“

Auch Senius hatte sich erhoben, trat nun auf seinen Kollegen zu und drückte beschwichtigend seinen Arm: „Warum ereifern Sie sich denn so, mein Lieber? — Lassen Sie nur dem Herrn Kapitän den Triumph, den Fall höchstpersönlich aufzuklären!“

(Fortsetzung folgt.)

Wort und Weisheit.

Alter Spruch (um 1300). Nachdichtung von Walter Medauer.

Treu und Weisheit sind Worte fein.
Treu und weise mußt du selber sein.

Mit Worten mancher überfließt,
Dessen Reden niemand gern genießt.

Der weise Mann sein Wort verschließt,
Weil vieles Reden ihn verdrückt.

Dein Wort sei tief und nicht behend,
Weil man am Wort den Mann erkennt.

Die Kokoko-Uhr.

Von Lisbet Dill.

Sie stand in einem runden Turmzimmer auf einer wackligen, sehr schön eingeleigten Barockkommode, von einer gläsernen Glode beschützt, eine Pendule aus dem 18. Jahrhundert. Eine lächelnde Dame in einer maigrünen Krinoline, die Cello spielte. In dem Cello befand sich das Zifferblatt der Uhr. Und diese Uhr ging, sie tickte und schlug

Es war sonst nichts in dem Zimmer als ein wurmfressiger Bouleeschreibtisch, der leer war, ein paar Sessel mit zerklüfteten, weinroten Brotatbezügen und die Kommode, über der ein Bild hing, das ovale, goldgerahmte Porträt einer jungen Frau in staubblauer Atlaskrinoline und weißer Batistbluse, durch die das rosige Fleisch ihrer schönen Arme leuchtete. Sie stand, die Arme verschränkt und schaute vor sich in die Ferne. Das weiche kastanienrote Haar hing, in ein goldenes Netz gefaßt, über einen weißen jungen Nacken. Um den sehr lapprigen roten Mund lag ein Lächeln, das auf viel Erfahrung schließen ließ. Wie kam dieses Bild der Urgroßtante des jetzigen Besitzers, Tante Mary, in dieses entlegene Turmzimmer, das als Rumpellammer diente, in dem zwischen morschen Dielen, sonnenverfärbten Tapeten nur Motten, der Holzwurm und Käufe lebten? Und weshalb stand die alte Uhr hier, wo sie niemand sah? Der Hofuhr waren die beiden Zifferblätter abgebrochen, alle anderen Uhren im Schloß waren eingetroffen und standen auf Mitternacht ... Nur diese Pendule ging auf die Minute. Sie wurde alle acht Tage aufgezogen. Es war die einzige Uhr im ganzen Hause, die ging. Aber sie ging nur, behauptete der alte Diener, wenn sie auf dieser Kommode stand. Sie mußte hier stehen. Es war eine Bestimmung im Testament Tante Marys, die, nachdem sie Witwe geworden war — ihr Mann war auf der Jagd verunglückt — ins Kloster gegangen und dort gestorben war. Sie war sehr alt geworden, hatte aber nie mehr einen Fuß in dieses abgelegene Schloß gesetzt, das sie mit vierzig Jahren verließ. Seitdem stand es leer.

Das Schloß hatte ein Vorfahr erbaut, mit breiten Terrassen, hohen Türmen, Treibhäusern und großen Stallungen. Später war es hin und wieder zu kurzen Jagdaufenthalten benutzt worden, da es aber schlecht zu heizen und im Sommer viel zu heiß war, — es lagen Weinberge in der Nähe — hatte man es einfach abgeschlossen. Nur ein Diener blieb darin, der neben den Pferdeställen hauste. Erst nach dem Krieg, als die Familie verarmt war, erinnerte man sich dieses Besitzes, zu dem ein kleiner Tannenwald, ein paar Morgen Ackerland und große Obstgärten gehörten, alles verwildert und verwahrlost. Das junge Paar war vor ein paar Wochen eingezogen. Die grünen Fensterläden standen wieder auf und der Briefträger kam zweimal am Tag mit seiner Ledertasche aus Tor aus dem kleinen Städtchen, in dem man eben die Dächer flüchtete und die Schäden der Fliegerkämpfe ausbesserte ...

Das Schloß lag sehr einsam. Auf der Landstraße sah man an heißen Tagen oft den ganzen Tag niemand wie die Heumacher mit ihren braunen Armen auf den nahen Wiesen, oder die Gartenjungen, die halbnackt den Rasen mähten und über die Parkmauer drang nur das Geräusch des Sensenbengels und auf der Landstraße sah man im weißen Staub nur die Wagen mit den großen Weinfässern nach den Dörfern rollen. In den Weinbergen lochten die Trauben in der Glut der Sommerhitze, im Garten reiften Mirabellen und Aprikosen in Fülle, die Rosen rankten bis zu den Fenstern herein, die alten Bäume wuchsen dem Schloß fast über das Dach, und schauten in die staubblinden „Ochsenaugen“ der leeren Domestikmanjarden ... Einst hatte hier ein Tröb von Dienern, Jägern und Kammerfrauen logiert, jetzt wirtshausste in dem kühlen Unterstod nur die Köchin. Das übrige Haus besorgte der alte Diener und ein junges Stubenmädchen aus der Stadt, die sich hier draußen sehr unglücklich fühlte.

Dieses Schloß mit den morschen Dielen, dem zerbrochenen Treibhaus, den Ofen, die nicht heizten, den Brunnen, aus deren Tiefe man kein Wasser mehr bekam, Gärten, in denen das Unkraut das Obst erstickte, mit zerfallenen Pavillons, war die letzte Zuflucht eines verarmten Geschlechts. Das Vermögen war zerflossen, man hatte nicht gelernt, es zusammenzuhalten, noch es zu vermehren. Das junge Paar hatte sich auf das Land zurückgezogen in das alte Haus, und die junge Frau mit ihren zarten Händen räumte zunächst einmal auf. Es gab viel zu tun. In die Bibliothek und Speisezimmer wurden Ofen eingebaut, die Kamine wurden ausgebessert und Spirituslampen aufgestellt, eine andere Beleuchtung gab es hier nicht. Es fanden sich noch allerlei sammelgerollte Gobelins, kostbare Gemälde, die alle nach der Stadt zum Antiquar wanderten.

So war die junge Frau eines Tages in das Turmzimmer gekommen. Als sie die alte Kommode abpolierte, hörte sie die Pendule plötzlich ticken, als wollte sie etwas sagen ... tick, tick — Der Pendel schwang hin und her. Die Uhr ging, präzis — auf die Minute. In der untersten Kommodenschublade lag in der Ecke eingeklemmt ein Bündel zarter, vergilbter Leinenbatist. Sie wollte es schon wegwerfen, als sie ein Paket Briefe darin entdeckte, mit einem zerklüfteten staubblauen Atlasband

umbunden und beschrieben von einer fließenden, eleganten Frauenhand. Unterzeichnet waren diese Briefe alle mit einem M., und sie waren an denselben Mann gerichtet ... mein Freund ... mon ami ... Ohne Datum, ohne Angabe, woher sie kamen und wohin sie gingen.

Die junge Frau durchblätterte die alten Briefe neugierig. An wen mochten diese Briefe gerichtet sein? Und wie lange lagerten sie schon hier? Wer hatte sie hier versteckt, in diesem entlegenen Zimmer? Sie waren leidenschaftlich und poetisch, von einer romantischen Frau geschrieben, die ihr Leben diesem Manne, den sie liebte, geopfert hatte ... Sie sprachen von Liebe, Leidenschaft ohne Grenzen und ohne Scheu ... von geheimnisvollen Wiedersehen in der Stadt, von einer gefährlichen Fahrt im Gewitter durch den Wald, bei dem das Rad gebrochen war ... einem Schuß im Nebel, einem großen Unglück ... Es war oft von einem „Anderen“ in den Briefen die Rede, aber er wurde nie mit einem Namen genannt ... War er auf der Jagd verwundet worden, dieser „Anderer“? ... Sein Tod wurde einmal erwähnt, aber kein Wort darüber, ob er beklagt wurde ... Und dann hörten die Briefe plötzlich auf, Liebesbriefe zu sein. Sie wurden leidenschaftliche Anklagen, Vorwürfe wegen Kälte und Untreue ... Anwandlungen von Reue durchgitterten diese Briefe ... Einzelne Worte waren ausstrahlt, andere verwischt wie von Tränen, einiges war weggeschnitten mit einer Schere ... und ein Brief war mitten durchgerissen, von dem Empfänger wohl. Er klang kurz, hart wie Stahl. Du hast es so gewollt ... Du ... Es war ein Lebwohl, ein Abschied ... Es war wohl der letzte der Briefe ... — der Empfänger hatte ihn nicht vernichtet und er war zurückgekehrt zu der Schreiberin mit den andern ... Und dann war diese M. ins Kloster gegangen, entschlossen und still ... aus der Welt in die Einsamkeit.

Wie diese Briefe den Weg hierher zurückgefunden hatten, blieb ungeklärt ... Wer hatte sie geschrieben? M. — Tante Mary? Man besaß noch ein paar Bilder von ihr. Sie hatte sich oft malen lassen, kokett und elegant, dekoriert, mit schönen Armen und einem gequälten Ausdruck in dem ovalen, feinen Gesicht ... Weichenblaue Augen, ein roter Mund, ein Grinsen im Kinn, aufgesteckte, goldrote Locken im Chignon ... das war die junge Mary, die dann ins Kloster gegangen war ... mit vierzig Jahren und dort gestorben — als Nonne ...

Mit diesen Briefen konnte man träumen, es tauchten Menschen darin auf, Schatten, die Masken trugen ... Wer war der Erschossene? An wen hatte diese einsame Frau ihre leidenschaftlichen Worte verschwendet? Die junge Frau stand vor ihrem Bild. Warst du glücklich, Tante Mary? Aber das Bild blieb stumm. Das Atlasband, das diese knisternden Liebesbriefe zusammenband, hatte dieselbe Farbe wie das staubblaue, leuchtende Krinolinenskleid ... die vergilbte Batistbluse denselben Spitzenbesatz wie die leichte Bluse, durch den das Fleisch der Arme schimmerte ... War da ein Zusammenhang? Das blaue Atlaskleid, die vergilbten Briefe, die feine Batistwäsche, der Mann, dessen Name niemand kannte, die Jagd, auf der Tante Marys Mann „verunglückt“ war? ... Das Kloster hatte Marys Geheimnis behalten und die alte Uhr in dem entlegenen Zimmer, — die Krinolinendame mit ihrem geheimnisvollen Lächeln ...

Die junge Frau legte die Briefe wieder in die Kommode zurück und ließ die alte Uhr in ihr Schlafzimmer bringen. Am anderen Morgen stand die Uhr still. Man zog sie auf, aber sie ging nicht ... man ließ den Uhrmacher aus dem Städtchen kommen, er prüfte die Uhr, machte sie gehen, sie tickte und schlug, und am nächsten Morgen stand sie wieder still. Die Uhr wanderte vom Schlafzimmer in die Bibliothek auf den Kamin. Sie blieb still. Sie kam in den Flur unter den Spiegel, wo die Sonne darauf fiel, aber sie ging nur eine halbe Stunde ... Es ist eine eigenartige Uhr, sagte die junge Frau, sie will nur auf ihrem alten Platz stehen. Sie ließ die Uhr hinaustragen auf die alte Kommode.

Als die junge Frau am nächsten Morgen in das Turmzimmer trat, hörte sie ein sanftes Ticken, die Pendule ging, der Pendel schwang wieder und die Porzellandame lächelte sie an. Nun waren sie wieder zusammen — die alte Pendule, die vergilbten Briefe und die Kommode unter Tante Marys Bild. Ein schräger Sonnenstrahl fiel auf das Bild. Lebte es ... atmete es ... oder sah es nur so aus? Die weichen roten Lippen schienen etwas zu flüstern — wie — Dank ... Ein Lächeln lag um den schönen Mund, ein eigentümlich trauriges Lächeln, in dem eine tiefe Erfahrung lag

Das Eichhörnchen.

Von Walter Schweter.

Es ist ja ein kleiner Räuber. Aber wer mag ihm lange gram sein! Und dann kam ich einmal dazu, wie ein Meisenpärchen den kleinen roten Tüchtigst mit heftigen Schnabelhieben und Flügel schlägen nicht nur von ihrem schönen mit Eiern wohlversorgten Nest vertrieb, sondern ihn auch noch so tapfer und hartnäckig verfolgte, daß er sich nur durch einen kühnen Sprung auf den nächsten Baum retten konnte. Also

das Eichhorn hat es nicht gar sehr leicht, Eier austrinken zu können. — Und dann: Sind wir gut sein wollenden Menschen besser?

In unsern Wäldern fehlte aber gewiß eines der schönsten zierlichsten und unterhaltendsten Geschöpfe, wenn wir das Eichhörnchen nicht hätten. Und wenn es genug Nüsse und Buchedern und Tannenzapfenamen und Pilze findet, dann wird es auch die Vogelnester in Ruhe lassen, wenn — alle unsere beschwingten Freunde so tapfer sind, wie das Meisenpärchen meines Heimatwaldes.

Wie oft sind wir als Kinder daheim beim elterlichen Hause, das ein einsames Forsthaus war, dem kleinen behenden Kerl nachgejagt von Baum zu Baum, und wie beglückt waren wir, wenn uns einmal ein junges Eichhörnchen in die Hände geriet — und der Vater so bald nichts davon erfuhr. Er duldete nie, daß man ein Tier des Waldes zur Kurzweil gefangenhielt und zeigte uns immer, wieviel mehr es uns in seiner Freiheit erfreuen konnte, als in dem engen Käfig, auch wenn man es manchmal in die Stube ließ und mit Lieblosungen — quälte. Unsere jungen Füchse und Dächse, jungen Rehe und Raubvögel, die wir zeitweise im Käfig hatten, der aber so groß war wie eine Menschenwohnstube, waren alle hilflos und verlassen, oft noch von einem ungeschickten Jäger angeschossen, im Walde gefunden worden und sollten in unserer Hut wieder gesund werden, damit sie bald wieder in ihren schönen Wald zurück konnten.

Einen besonderen Abscheu hatte der Vater vor den einst in den Dörfern meiner Heimat oft an den Außenwänden der Bauernhäuser hängenden „Drillen“. Das waren wie ein Rührrad am Kästentisch sich drehende, durch ein kleines Schlupfloch mit dem Hauptgefängnis verbundene Räder, die wohl den mittelalterlichen Drillhäuschen, in denen Verbrecher öffentlich ausgestellt und gequält wurden, nachgebildet waren. Zwei Radscheiben also, verbunden an den Außenrändern durch engstehende Sprossen, auf denen das Tierchen wohl herumtrotten, sich aber nicht hindurchzwängen konnte. Das sah wohl sehr lustig aus, wenn es, im Glauben, sich durch das Treten die Freiheit erzwingen zu können, wie toll die Füchse warf und doch nie vom Fleck kam, weil das Rad sich ja drehte. Für den kleinen armen Gefangenen war das aber ganz gewiß nicht lustig und für uns Försterkinder nur so lange, bis uns der Vater erklärt hatte, was das für ein verbrecherisches Rädchen wäre. Wo er nur konnte, hat er die Vernichtung dieser Marterkäfige herbeigeführt.

Aber das Halten der Eichhörnchen in einem geräumigen Häuschen, aus dem man es manchmal nehmen und mit ihm spielen konnte, fanden wir Kinder entgegen des Vaters Meinung gut und schön. Hatte es doch täglich seine Nahrung, ohne sich darum bemühen zu müssen. So wurde es auch nicht naß von Regen und Nebel, brauchte nicht zu flüchten vor dem Marder oder einem Jäger oder dem Raubvogel und keine Vorratskammer mehr anlegen. Daß es aber die Freiheit entbehren mußte und das Spiel mit den Freunden draußen im schönen Wald und das Turnen im Geäst und das Sitzen in der warmen Sonne und das Rutschen, das ja viel hundertmal schöner war, als wenn man sie haufenweise vorgelegt bekam, bedachten wir nicht. Und jede Stunde, die wir uns freimachen konnten, waren wir bei dem Schulkameraden in der Stadt, der eins, der mit unserer Hilfe gefangenen Eichhörnchen hielt, bis . . . Ja, das will ich nun erzählen.

Es war ein besonders anhängliches Tierchen und, weil es ganz jung von uns gefangen worden war, schon so an uns gewöhnt, daß es uns die Nüsse aus der Hand nahm und sie so gierlich, wie es nur ein Eichhörnchen vermag vor unseren Augen verzehrte. Wie oft kamen wir dieses lieben Spielgefährten wegen zu spät ins Forsthaus zum Mittags- oder Abendtisch und wie oft erst in der allerletzten Minute in die Schule, weil unser erster Gang in der Stadt immer zu dem Eichhörnchen war. Wir ließen es aus dem Käfig, spielten mit ihm, saßen nach, ob es genug Futter und frisches Wasser hatte, was unser Freund ohnedies nie zu geben vergaß, und hätten Schule und Elternhaus vergessen, wenn uns nicht endlich die Eltern des Freundes davongejagt hätten.

Aber, du lieber Gott, eines Morgens kamen wir zu spät. Herzerbrechend weinend sah der Freund vor dem leeren Käfig, und in seinem Schoß lag tot unser Liebling.

Mit großer Mühe brachten wir aus dem Buben heraus, daß das Tierchen mit seinen in der Gefangenschaft zu lang gewordenen Krallen, die es in der schönen Freiheit an den rauen Baumstämmen täglich abweken konnte, in den engen Drahtmaschen hängengeblieben sei und sich in der Angst totgezerzt habe. Sein Körperlein sei so warm noch gewesen, als er es abgenommen habe, daß er immer wieder gehofft hätte, es werde unter seinem Hauch wieder lebendig. Jetzt sei es aber schon ganz kalt, und nie mehr werde es mit ihm spielen, Ah, wie seht seien die kleinen Füße in die Drahtmaschen

verkrampft gewesen. Nur mit größter Mühe habe er sie losbekommen.

Wie traurig standen wir nun um unsern lieben Spielgefährten und streichelten immer wieder das von den Tränen des Freundes feuchte Fellchen des Tieres. Noch viele Wochen lang sahen wir nachher im Geiste das verzweifelte Ringen des Eichhörnchens, um von den mörderischen Maschen loszukommen und sein einst so behendes Körperchen kalt und starr auf den Knien des Kameraden liegen.

Nie mehr haben wir seit dieser Zeit ein Waldtier eingesperrt.

Wir wollten lieber mehr als sonst in den Wald gehen und den Eichhörnchen beim Spiel zuschauen und mit ihnen um die Wette springen, als eins wieder in einen Käfig sperren“ sagten wir. Und das haben wir auch gehalten.

Vorwärtskommen . . .

Von Frieda Ballentin.

Der junge Mann sah erwartungsvoll in dem großen Konzertsaal (Philharmonie) auf seinem Platz in der letzten Stuhlreihe. Aus dem Ernst, mit dem er das Programm studierte, aus einer gewissen Feierlichkeit konnte man ihm anmerken, daß dieses Konzert eine große und ungewöhnliche Sache für ihn bedeutete. Vielleicht zum erstenmal in einem so großen Musiksaal, vielleicht die Ehrfurcht vor dem Dirigenten (Furtwängler) oder vor dem berühmten Solisten; spielte er vielleicht selbst? Steif, ruhig, aber doch erregt wie vor einem großen Ereignis sah er da in seinem dunklen, bescheidenen Rod auf seinem billigen, aber für ihn gewiß kostspieligen Platz in der letzten Reihe. Er blinnte nicht rechts und nicht links.

Da wandte sich eine ältere Dame aus der nächsten vorderen Reihe höflich an ihn: „Würde es Ihnen etwas ausmachen, mit mir den Platz zu wechseln und eine Reihe vorzurücken. Ich möchte so gern bei der Dame neben Ihnen sitzen!“ Eingedenk des Bibelspruches „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen“, aber auch durch die überraschende Ansprache eingeschüchtert, schnellte er empor, gab wortlos sein Einverständnis und kletterte jugendlich über die Stuhlreihe fort. Er hörte kaum noch die überschwenglichen Dankesworte der nun hinter ihm sitzenden, alten Damen, denen er mit dieser Bereitwilligkeit einen sehnlich gehegten Wunsch erfüllt zu haben schien. Es setzte denn auch bald ein munteres Gepolter der beiden glücklich Vereinten ein, das er wohl oder übel mit anhören mußte. Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte nicht getauscht, dachte er trotz seiner „vorgerückten Stellung“.

Er hatte sich gerade wieder in die musikalischen Erläuterungen des Programms vertieft, als plötzlich wiederum eine Dame neben ihm stand, eine junge, hübsche diesmal, und ihm ihren Platz aus der Mitte des Saales anbot — zwar aus derselben Reihe, aber zweifellos einen besseren Platz: „Macht es Ihnen etwas aus, mein Herr, mit mir zu tauschen, ich möchte so gern neben . . .“ Aber schon war er ausgesprungen, schon hatte er sich auf dem besseren Platz eingerichtet, ein bißchen verlegen, geniert, daß die Duplizität der Fälle bereits von der Nachbarschaft leise belächelt und bemerkt wurde.

Einige Minuten fehlten noch bis zum Beginn des Konzertes. Er konnte, wie man sagt, kaum auf dem Stuhl warm geworden sein; da beugte sich mit sicherem Auftreten ein Herr zwei Reihen vor ihm über die noch leere dritte Stuhlreihe zu ihm herüber, „er hätte keine zusammenhängenden Plätze bekommen neben seiner Frau, ob es dem jungen Mann etwas ausmache —“. Hopp hopp, hatte dieser bereits die zwei Stuhlreihen übersprungen und sah nun schon in der vierten Reihe vorgerückt in einer Platzkategorie, die bestimmt höher war als die von ihm bezahlte. Wenn das so weiterging, würde er schließlich noch auf den teuersten Plätzen in den vorderen Reihen landen.

„Warum“, dachte er, als die Musik nun begonnen, „müssen die Menschen nebeneinander sitzen, wenn sie Musik hören? Baulernen können sie doch nicht. Erhöht das Nebeneinander den Genuß? Warum wohl“, dachte er, nun einmal auf seinem ruhigen Gleichgewicht, aus seiner Andacht gebracht durch dieses „Avancement“, „warum gelingt es mir im Leben nicht, so schnell vorzurücken, warum kann ich da nicht mühelos die Vorderleute überspringen, warum bietet man mir da nicht ebenso bereitwillig den besseren Platz an?“

Und während die phantasiebeschwingenden Töne der großen Sinfonie über ihn dahinbrauseten, träumte er sich in die vorderen Reihen des Lebens.